

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 5. April 1917

Der Internierte.

Novelle von Gabriele Muter.

Die Schaufelräder der vollgefüllten Vergnügungsbaupfer zerrpflanzten die Platanenbläse des herrlichen Sees zu silbernen Schaum. Auf einer der Seitenbänke des oberen Decks lag ein deutscher Offizier in abgenutzter feldgrauer Uniform. Er schien unverletzt, doch trug er eine eiternde Wunde im Körper, die ihm viele Schmerzen bereitete. Sein Antlitz war ermüdet und ohnmächtig von allen Entbehrungen und Wehklagen, die er in Frankreichs Gefangenenlagern erdulden mußte. Aber hier war Friede. Er rühte mit leichtem Grunz beiseite, einem französischen Offizier Raum zu geben, damit der sein steifes Bein bequem strecken konnte. Der Deutsche wandte seine Augen vom Gewirr der Menge ab und ließ sie auf den gewaltigen Kaminen der Schweizer Berge weilen. Das lebendige Geplätscher des bronzebraunen Franzmanns mit seiner zierlichen Frau und einem Büchlein im weißen Watirobenanzug hatte ihm plötzlich merkwürdig weh getan.

Auch er besaß eine Frau und ein Kind, aber würden sie ihn hier besuchen? Hatte auch das Weib noch nicht das letzte Wort gesprochen, sie für immer von ihm zu trennen — er konnte sich wohl kaum rühmen, sie noch zu besitzen. Ernst hatte er die von tausend üppigen Träumen unumwundene Freiheit von aller Familienbanden aufs glühendste ersehnt, heute fragte er sich, wozu er sie wohl anwenden würde.

Der hereinbrechende Krieg hatte ihn, den Rechtsanwalt Dr. Hartwig, in dem sonderbarsten Geistes- und Seelenzustand getroffen. Durchs Telephon hatte er von den Seinen Abschied genommen — des Kleinen. Und seine Stimme „lebt durch das schwarze Meer“ gehört — schwärz und dann, wie traumhaftes Gewitter eines Vögelchens aus fernem Nest. So waren die kindlichen Wünsche für seine glückliche Heimkehr unendlich zu ihm gedrungen. Aber als er Mea zum letztenmal im Arme hielt und in ihre hellgrünen Augen blickte, mußte er, Mann, Rechtsanwalt und Offizier, der er war, in fassungsloses Schluchzen ausbrechen. Wie hatte er geglaubt, noch so heftig empfinden zu können. Was ihn viel leicht am meisten an dem Mädchen bezauberte, war der Sturm seines eigenen Herzens. Als er sie zuerst auf dem Küstlersteig sah, als himmelblaue Vespertüte mit ihrer perverfen Aendernarrut, umschmeichelt von Männern mit berühmten Namen, von jungen Sterblichen, in prächtiger Schönheit blühend — da war es ein Jagdabenteuer von erregenden Reizen gewesen, sie diesen Verführern allen fortzunehmen — eine Sensation im tönenden Einerlei des Berufslebens. Mehr hatte es gar nicht werden sollen. Dann brach sein Wille an dieser sonderbaren Mischung von Verderbtheit und sanfter Hauslichkeit. Was er seiner Klientin geglaubt — ihr glaubte er es unbedingt: die Ehrlichkeit der Gefinnung. Auch noch als sie sich hinter feinen Mänteln bei seiner Frau Eingang verschaffte, sich ihr zu Füßen warf und sie anstarrte, dem Glück zweier Verzweifelter nicht im Wege zu stehen. Nachdem aber eine Frau einmal um seine Leidenschaft mußte, folgten ein paar furchtbare Szenen, und nun schien es Hartwig selbst undenkbar, als ein Schuldiger noch an Gertruds Seite zu leben. Eine neue Ehe mit der funderlungen Geliebten, deren Quälereien etwas so süß Erregendes für den reifen Mann besaßen, schien ihm nun eine Selbsteigenschaft zu verheißeln, die mit der Zerstörung einer bisher freundlichen Gemeinschaft zweier Menschen und der Gefährdung der Zukunftsaussichten eines aufblühenden Knaben nicht zu teuer erkauft wurde.

Nach auf den Märchen durch Belgien und Flandern, noch während der Nächte in den Schützengraben hatte ihn die Sehnsucht nach ihr gequält wie ein Krampf. Er fieberte nach jedem ihrer Briefe mit der listigen kleinen Spitz, den jeden Anspielungen.

Wie die schwere Verwundung ihn traf, er in die Hände der Feinde fiel, mit einem Schläge aus seinem ganzen bisherigen Leben herausgerissen und an ein neues Ufer geschleudert wurde. Zwischen ihm und der Heimat gähnte eine Kluft erlöschender Gefühle. Kein Vlieszeichen von Dröben erreichte ihn. In ihm, um ihn her gas es nur furcht-

bare Leiden und Erniedrigungen, die mannhaft getragen werden mußten. Jeder Tag war vom ersten Lichtschein bis zum nächtlichen Grauen angefüllt mit Selbstüberwindung. Sie war die eine, die höchste gewaltige Tugend und Pflicht, auf der alles Befehlende ruhte. So verging in Fieber und Schmerzen, in Hunger und Schmutz, zwischen Ungeziefer und Ungewißheit das erste Jahr. Das zweite brachte Hoffnungslosigkeit und wohlthätigen Stumpfsein. Allmählich liefen bei den Kameraden ab und zu Nachrichten aus der Heimat ein, für ihn allein nichts. Dann einmal ein Schreiben seines Geschäftsführers, als Antwort auf so viele vergebliche Karten von ihm selbst. Man habe ihn monatelang unter die Verminuten, endlich unter die Gefallenen gezählt. Sein Scheidungsprozeß sei deshalb auf unbestimmte Zeit verlagert. Fräulein Mea Neumann habe die Stadt verlassen, pflege als Kotschneid-Schwester in einem Lazarett in Polen.

Hartwig zerrann nach diesem Brief die Erinnerung an sein früheres Leben, an all sein Wollen, Streben, Lieben noch mehr als bisher zu einem trüben Nebel undeutlicher und gleichgültiger Dinge.

Als er endlich der tragischen Schaar nutzlos gewordener Helden zugeordnet wurde, die in der Schweiz gasliche Aufnahme fanden, schrieb er seiner Gattin, daß er, ein unheilbar fieber Mann, nun bis zum Ende des Feldzuges am Westwallsträßer See untergebracht sei, und hat sie um Nachricht von dem Jungen. Er bekam bis heute keine Antwort und hatte sie auch nicht erwartet. Es war gut so.

Hoff und Mut entfielen ihm. Gertruds Züge im Andenken der letzten heiligen Anstöße, die er mit ihr gehabt. Vielleicht hatten die sich über einem vermeintlichen Feldengrab zur Ruhe gelegt — aber doch... Frauen können so tiefe Kränkungen, wie er ihr angetan, wohl kaum vergehen.

Nein — er war zu müde für dieses alles. Ein Paket Bücher hatte er sich aus der Zürcher Stadtbibliothek geholt — er wollte die wissenschaftliche Behandlung einer schwierigen juristischen Frage in Angriff nehmen. Da nach hatte ihn schon lange geküßelt — nun kam die Schweizer Ferienzeit ihm eben recht. Zwischenhinein Spaziergang auf den Straßen am See zwischen den Blumenmatten, soweit es seine schwachen Kräfte eben gestatteten.

Der Name der Station Brunnen wurde angestrichen. Hartwig erhob sich, warf noch einen freundlichen Blick auf das Büchlein mit den braunen Ringellocken, das zwischen den Armen seines Vaters stand, und tastete sich, auf seinen Stuhl gestützt, etwas mühsam die Schiffstreppe hinauf, dem Steg zu, auf dem die sonntags täglich gepuhte Menge sich haute.

Nein — solcher Weichheit, wie sie ihn eben beim Anblick des netten kleinen Franzosenjungen überkam, der durfte man sich freilich nicht hingeben, sonst war es wieder vorbei mit dem mühsam erkämpften Seelenfrieden. Sonderbar — er war doch kein zärtlicher Vater gewesen — und jetzt drehte er sich auf der Schiffstreppe hastig um, weil er eine helle Knabenstimme rufen hörte: „Mutti, sieh nur die vielen Feldgrauen!“

Das war eine deutsche Stimme, keine Schweizerische — Kinderstimmen klangen sich wohl alle — wie konnte er sich einbilden, er habe diese Stimme in der Erinnerung: leise, fern, müde, wie von einem Kinde, das man aus dem Schlaf geweckt hatte, um einen Gruß in das schwarze Rohr zu rufen?

Hartwig drängte durch die Menge, fort von dieser erregenden Stimme, grüßte die Gruppe der Kameraden, die am Ufer standen, lachend, trotz ihrer Augenbinden, ihrer Stöße und Krücken, schritt die Straße hinab, seinem Hotel entgegen, hielt plötzlich inne — blickte zurück... Wenn er es doch gewesen wäre? Bei den Feldgrauen stand eine Dame mit dem schlanken Rücken, fragte, erhielt Bescheid... Und er ging ihr entgegen.

„Gertrud...?“

Formlich neigte er sich zum Kusse über ihre Hand. Aber der Pub lauchte, daß es weithin schallte über das Ufergelände.

„Bati — mein Bati!“

Und Hartwig rief ihn auf an seine Brust.

Die Ausflügler schauten gerührt, Frauen wuschelten sich die Augen, vom der schlanke Mann mit Tüchern.

Hartwig ließ den Knaben, dessen warmes Gesichtchen sich fest gegen seine Wange gedrückt hatte, sanft

herunter und zog Gertruds Arm in den seinen. So entschanden sie den Blicken der Menge — eine wiedersehensfreundliche Familie.

Das Hotel war angefüllt mit deutschen Internierten. Man gab ihnen einen Burschen mit, der sie zu einer anderen Pension führte.

„Ich bleibe nur wenige Tage,“ sagte Frau Hartwig, und ihr Mann neigte zustimmend den Kopf. Er nahm ein schönes Zimmer für sie mit einem sonnigen Balkon und der Aussicht auf den See. „Hier können wir des Abends sitzen und das Abendglüh sehen,“ sagte er wie selbstverständlich, während Knut auf dem Reisefasche eine Fülle der verschiedensten Gegenstände auf dem Boden warf, um eine Wappe zu finden, die er für den Vater geklebt und bemalt hatte, und deren Wirkung auf Hartwig ihm unwiderstehlich schien. Als er dem Kinde seine Freude über das Geschenk ausdrückte, sagte Gertrud leise und befangen: „Man ist auch ja so unglücklich dankbar, wie sollte man nicht darauf sitzen, auch jede Freude zu machen.“

So stand es also. Sie sah ihr gleich — diese hochgepaunte Vaterlandsliebe, die jedes Opfers fähig ist. Aber was hatte er, der Mann, Karl Hartwig, mit diesem Opfer zu tun, das dem befreiten Vaterlands-schützer galt?

Zimmerhin konnte man auf diesem Boden eines gemeinsamen großen Gefühls einige Tage zusammen verleben.

Als Hartwig am Nachmittag Gertrud wieder aufsuchte, bestätigte er bei sich selbst eine Wahrnehmung, daß er schon am Morgen gemacht hatte: die gehässige Abneigung, die er in der letzten Zeit ihres Gelebens gegen sie empfunden, und die zu Zeiten in einen unerträglichen Widerwillen ausarten konnte — die war aus seiner Brust verschwunden. Er sah die Frau neu und ruhig. Gertrud bewachte ihn gegenüber bei aller kindlichen Freundschaft eine in sich gehaltene Zurückhaltung.

Hartwig brachte einen Ausflug zur Teilschiffen in Voranschlag, das würde Knut interessieren. Gertrud lehnte ab, weil sie sich von der Reise ermüdet fühlte. Sie bat ihn, mit dem Kinde allein zu fahren. Anfangs fühlte sich Hartwig geniert, wie viel wußte der Bub von dem Vergangenen? Wie beurteilte er seinen Vater? Ein Schamgefühl peinigte den Mann seinen Kinde gegenüber. Aber Knut war völlig unbefangenen. Er stellte Fragen über Fragen, während das Schiff, welches sie benötigten, an dem herrlichen Ufer entlang fuhr. Hartwig mußte ihm die Geschichte des Schweizer Seldensreiters erzählen, und als er zum Apfelschuß kam, blickte der Junge seinen Vater aus großen Augen vertrauensvoll an und sagte mit einem Seufzer erleichteter Spannung: „Das könnte ich auch, Bati, nicht wahr? — Da würde ich mich gleich hinstellen, wenn du schiefen müßtest.“

Veide fehlten angetert und fröhlich zur Mutter heim. Gertrud hatte auf dem Balkon gesessen. Sie erschien Hartwig sehr bleich; etwas ihm Unbekanntes, aber durchaus nichts Fieses lag in dem schmal geordneten Frauenantlitz.

„Leg das Kind zu Bett, ich möchte mit dir reden, hat er, nachdem sie zu Abend gegessen hatten. Er setzte sich auf den Balkon in den Stuhl, in dem sie vorher geruht. Während er wartete, blickte er zum Nachthimmel auf, der finsterner wurde und an dem die Sterne strahlend aufblühten, während die Linien der gewaltigen Berge dränend gegen den Horizont standen. Als kleine Fingerguppen glimmten da und dort am Uferende und auf den Höhen die Lichter der Ortschaften. Die Stille des Abends und der Landschaft füllte auch seine Seele mit Frieden.“

Gertrud trat zu ihm. „Er schläft schon,“ sagte sie. Hartwig rühte, daß sie lächelte, wenn er ihre Züge auch kaum zu unterscheiden vermochte. „Ganz berauscht von Glück war das Sterben.“

„Gertrud, ich muß dir danken, daß er berauscht von Glück sein konnte durch das Wiederleben mit mir. Das war ja dein Wert.“

Er nahm die herabhängende Hand der Frau in die seine.

Sie schweig.

„Ich hätte es nie für möglich gehalten,“ fuhr er träumerisch fort. „Für diesen Nachmittag will ich gern die schauerhaften Monate durchlitten haben.“

„Du weißt, daß wir dich lange Zeit gefangen glaubten? Kameraden von dir behaupteten so sehr, dich stürzen gesehen zu haben.“

Sie lehnte an dem Balkongitter

und blickte hinaus in die funkelnde Nacht.

„So wird es auch gewesen sein,“ gab er zu, „ich lag dann lange besinnungslos fiebernd in einem Lazarett.“

„Es ist sonderbar,“ begann sie stotternd, „wie anders der Mensch, den man zu kennen glaubte, uns erscheint, sobald wir ihn als einen abgegrenzten Geist betrachten müssen. Wie wir da nicht mehr das Einzelne schauen, sondern uns sich zum andern fügt, das ganze Leben mit all seinen Unbegreiflichkeiten sich zu einem geschlossenen Ganzen formt, aus dem auch das Böse und Alles, was uns schweren Kummer gemacht hatte, nicht fehlen darf, weil es eben zu diesem Menschen, der uns teuer war, gehörte.“

„In solcher Höhe der Erkenntnis bist du gekommen, Gertrud?“ fragte er leise.

„Nicht gleich — o nein — nicht gleich! Aber ich sah dich doch nun immer in einem anderen Leben, in dem du auf deine Vergangenheit eben so zurückkuckst und in dem der Damm des Dämons, dem du hier erlegen warst, nun von dir abgefallen sein mußte. Wenn ich dir dort vereint sein wollte, ging es nicht anders, als daß ich auch durch Tod und Auferstehung dringen mußte. Ja, es war schön, mit dem Toten zu leben — wir verstanden uns wieder gut!“

Ihre Stimme war voll unendlicher, tränenverklärter Weichheit. Hartwig hatte die Hand über die Augen gelegt.

Wer lernt je die Seele einer Frau ganz kennen...

„Aber du müßt nun nicht glauben, daß ich dir deshalb das irdische Dasein nicht gönne,“ sagte sie plötzlich hell und lebhaft, kam näher, setzte sich auf die Lehne seines Stuhls und strich liebevoll über seinen Arm. „Aber — es wurde mir schwer, mich vom Tode zum Leben wieder zurückzufinden. Kannst du das verstehen?“

„O — wohl — wohl.“

„Nun will ich die Lampe anzünden,“ sprach sie in einer Art von hastiger Geschäftigkeit, die er gut an ihr kannte, wenn sie noch etwas auf dem Herzen hatte.

Sie ging ins Zimmer, brachte gleich darauf eine kleine Petroleumlampe, stellte sie auf den Tisch und nahm aus ihrem Täschchen, das dort lag, ein Zeitungsblatt.

„Hartwig,“ sagte sie, „ehe ich wieder abreise, muß alles klar zwischen uns werden. Ich wollte nicht, daß ein Fremder dir diese Nachricht bringen sollte — weil — weil sie dir großen Kummer machen wird. Das weiß ich ja.“

Sie reichte ihm das Zeitungsblatt. Hartwig las unter den Familiennachrichten: Präsident Neumann und Frau geben Freunden und Verwandten hierdurch Mitteilung von der Kriegstrauer ihrer Tochter Mea mit dem Rittmeister Baron Erwin v. Szekany, zurzeit im Felde.

Hartwig legte das Blatt auf den Tisch zurück.

„Sie hat ihn wahrscheinlich im Lazarett kennen gelernt,“ sagte Frau Gertrud zaghaft, weil sie die Stille nicht zu ertragen vermochte.

„Das wird wohl so sein.“

Hartwig erhob sich. Wie lange war es, daß er deutlich fühlte: dieses Mädchen war für immer aus seinem Dasein verschwunden?

„Glaubst du an Ahnungen?“ fragte er Gertrud. „An ein Wissen von Dingen, die in der Ferne geschehen?“ Ein Wissen, das der Verstand nicht begreift?

„Ja,“ sagte Gertrud, „das sind seltsame Unbegreiflichkeiten. Wir können sie nur erleben, um sie zu glauben. In der Nacht, in der der große Sturmangriff war, bei dem du, wie du mir schreibst, verwundet und gefangen bist, wachte ich plötzlich auf und eine Angst überfiel mich, so daß ich aufstand, Licht anzündete und nach der Uhr sah. Es war 3 Uhr des Morgens.“

Er nickte, verfunken in Sinnen.

„Am nächsten Tage bezogst du das Datum des Tages in meinem Kalender. Denn ich war gewiß, daß dir in dieser Nacht etwas Furchtbares zugefallen sein mußte. Das Wunderliche daran ist nur dies: ich hatte immer gemeint, solche Sympathiewellen oder wie man es nennen will, können nur zwischen Menschen bestehen, die ganz innig miteinander verbunden seien.“

Hartwig hob den Kopf und blickte seiner Frau in die Augen. „Sind wir beide das nicht?“

Sie schloß die Lider. Ihr Kopf schaukelte, wie der Rumpf einer Blume auf dünnem Stengel im Windstoß hin und her schaukelte. Er umfaßte die Sinkende und hielt sie an seiner Brust. So wartete er still, bis sie zum neuen Leben erwachte.

Der Ueberzieher.

Stizze nach dem Ungarischen von F. Schulz.

An einem Herbstabend begleitete ich einen Freund über das Weidfeld von Budapest hinaus, wo er an einem der Donauufer wohnte.

Als wir das Haus meines Freundes erreichten, mußten wir noch ein Weilchen warten, bis der Pförtner kam, um die große Tür aufzuschließen.

„Du freiest wohl sehr?“ fragte mein Freund.

„Ganz entschuldig!“ antwortete ich. „Weil die Nacht über bei mir,“ schlug er mir vor.

„Unmöglich!“

„Dann nimm wenigstens meinen Ueberzieher, er ist viel dicker, als der deine!“

Sein Ueberzieher war wirklich von sehr guter Qualität, braunes Tuch, heller kariert, lang und eng anliegend. Vom bloßen Ansehen wurde mir wärmer.

„Nun, ich hätte nichts dagegen, wenn du's erlaubst,“ sagte ich, und wir tauschten. Auf dem Nachhauseweg fühlte ich mich mottig und warm. Der Mantel war viel besser als meiner und trogte Wind und Wetter. Doch mein Freund war zungewisse und konnte es sich deshalb leisten, einen guten Teil seines Einkommens für seinen äußeren Menschen auszugeben.

Alle jungen Rechtsanwölfe sind halt Geden, dachte ich bei mir. Zu Hause angekommen, hing ich den neuen Mantel an einen Haken im Vorraum. Am nächsten Morgen äußerte meine Frau, draußen sei alles hart gefroren, und es wäre an der Zeit, meinen Pelzmantel in Gebrauch zu nehmen, der noch am Stomper lag.

Am Nachmittag traf ich meinen Freund im Klub und erwähnte beiläufig, ich würde ihn sein Prachtexemplar von Ueberzieher am nächsten Tage zurücksenden.

„Das hat keine Eile,“ meinte er. „Nun haben wir ja schon Winter und tragen unsere Pelze. Ich brauche also den Mantel wirklich vor dem nächsten Frühjahr nicht wieder.“

Eine Woche später — wir saßen gerade beim Mittagessen — bemerkte meine Frau:

„Hast du deinen Schneider beauftragt, den Pelzmantel abzuholen? Nach dem langen Liegen muß er ausgebeißelt werden — er sieht tatsächlich nicht mehr anständig aus.“

„Ich sagte ihm schon vor einer Ewigkeit, er solle den Wintermantel abholen, noch ehe es ernstlich kalt wird.“

In diesem Augenblick nahm mir das hervortretende Hansmädchen einen Teller vor der Nase weg, machte einen großen Tunkensack und ließ sich vernehmen:

„Der Schneider war vor ein paar Tagen da, und ich gab ihm den Ueberzieher, der im Klur hing, wie gnädige Frau mir gesagt hatte.“

„Gimm!“ rief ich. „Sie haben was Schönes angerichtet. Wann war der Schneider hier, Liebe?“

„An dem Vormittag, nachdem der Herr so spät nachts nach Hause gekommen war“, versetzte Lise grümmig.

„Was ist denn los?“ fragte nun meine Frau ganz ängstlich.

„Weiter nichts, als daß Lise Laizlo sich neuen Ueberzieher diesem erbärmlichen Schneiderlein zum Waschen und Reparieren mitgegeben hat, anstatt meines eigenen, alten Mantels.“

„Du meine Güte!“ rief meine Frau. „Gib nur gleich zu ihm hin, um zu verhindern, daß er das geringste daran macht. Meistens sind die Schneider ja langsam und unpünktlich, und der ist der schlimmste einer. So wird er es nicht so eilig gehabt haben.“

Mit diesem Troste beförderte sie mich nach dem Essen hinaus, damit ich den Ueberzieher noch rette.

Der Schneider war sehr höflich, und ich sagte mir ein Herz. Es war ja auch mehr als wahrscheinlich, daß er den Mantel noch gar nicht berührt hatte.

„Guten Tag, Herr Sorbeth, haben Sie meinen Mantel schon angefangen?“

„O, ich glaube, Sie werden sehr zufrieden sein, Herr Laizlo. Bitte, bringe den dunkelblauen Ueberzieher, der gewaschen worden ist.“

Dunkelblau — dachte ich bei mir.

Gott sei Dank, er scheint mich mit jemand anderem verwechselt zu haben. Laut sagte ich: „Das ist aber nicht mein Mantel. Meiner ist braun mit reifarbenen Karo.“

„Gewiß, Herr Laizlo, auf der Außenseite, aber die Rückseite des Tuches ist dunkelblau, wie Sie sehen.“

In heller Verzweiflung befahl ich den Mantel. Er hatte recht, das helle Karo auf braunem Grund war jetzt nach innen gewendet.

„Bitte, Herr Sorbeth, machen Sie nun noch einen neuen Samtfragen auf den Mantel und schicken Sie ihn mir dann sofort mit Rechnung in meine Wohnung.“

„Aber Samtfragen werden jetzt gar nicht mehr getragen, und auf einen so schönen Mantel...“

„Tuen Sie nur, wie ich Ihnen sage“, wiederholte ich.

Und er mußte sich fügen, was er auch über meinen Geldmangel denken mochte. Am nächsten Tage erhielt ich den Mantel zurück, bezahlte die Rechnung und fandte das ungeliebte Kleidungsstück mit folgenden Zeilen an meinen Freund: „Lieber Laizlo, der Ueberzieher, den du mir aus großer Gefälligkeit geliehen hatten, ist aus meinem Korridor gestohlen worden. Ich sende dir, wie es sich gebührt, einen anderen als Ersatz.“

„Anfangs weigerte sich Laizlo, ihn anzunehmen. Aber ich bestand darauf, und er gab nach, obgleich ich von allen Seiten hören mußte, wie ihm Schnitt und Farbe des Ersatzstückes mißfielen und wie sehr er der braunfarbenen Schönheit nachtrauert. (Er konnte ja nicht wissen, wie nahe sie ihm während all der Zeit war!) Eines Tages traf ich Laizlo. Wir begrüßten uns, und er sagte:

„Erinnerst du dich meines braun- und reifarbenen Ueberziehers, der aus deinem Korridor gestohlen wurde? Denke dir, ich habe ihn zurückbekommen!“

„Wie ist das möglich?“ Ich schnappte nach Luft.

„Ich schickte neulich den blauen Mantel dem Schneider zum Waschen, und...“

„Ach nun verstehe ich!“ schrie ich aufgeregt.

„Also ich fandte den blauen Mantel zum Schneider und bekam meinen eigenen, alten, braunfarbenen zurück. Natürlich ließ ich schleunigst zu ihm, um mir die Sache erklären zu lassen: er versicherte, daß es mein Mantel sei, der gleiche, den ich ihm vor wenigen Tagen zurückgeschickt hatte. Darin mußte ich ihm beistimmen, es ist mein Ueberzieher, aber der wurde doch im vorigen Jahre gestohlen! Der Mann hat juchend beiläufig, drohte mir mit gerichtlicher Anzeige wegen Grenzverletzung und fragte mich im gleichen Atem, ob ich ihn für sold einen Geld halte, daß er mir an Stelle eines alten, gewendeten Mantels einen neuen liefere. Das Ganze ist ein Mästel.“

„Ein Mästel, das ich lösen kann“, sagte ich und erzählte ihm die Geschichte.

„Wahrhaftig!“ rief er. „Nun verstehe ich auch, was mir besonders kurios dabei erschien.“

„Was denn?“

„Nun, in dem blauen Ueberzieher war die äußere Tasche auf der rechten Seite und die innere auf der linken. Deshalb hatte ich den Mantel, denn bei allen vernünftigen Mästeln ist's umgekehrt.“

Das sagte Laizlo in einem Tone, der nichts von Dankbarkeit verriet.

„Ende gut, alles gut!“ entgegnete ich.

Vielleicht werde ich im nächsten Winter doch imstande sein, auch meinen eigenen Mantel wenden zu lassen.

Rechnische.

Rechnische und Wehrer ist auch in friedlichen Zeiten bei den verschiedensten Völkern üblich gewesen. So wird berichtet, daß in Lappland Tannen- und Fichtennadeln in die Hagergrübe geknetet werden. Die Bewohner von Ramißschka setzen dem Rehl Birken- und Tannenzweige zu. Auf Island verlängert man den Brotteig durch Zusatz von Moosen und Flechten. Im Frühjahr 1812 mischte man ihn in Schweden mit Kräutern und Baumrinde. In Süddeutschland werden Äpfel und Birnen mit verbacken. Auch Zusatz von Hirse und Buchweizen kommen vor. Beimischen von Kartoffeln sind bereits früher sehr gebräuchlich gewesen.